

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 20.

Düsseldorf, 13. Mai

1916.



Von der flandrischen Küste: Admiral Jaiper, Chef einer Marinedivision, bei einer Beratung mit seinen Stabsoffizieren.

Phot. N. Grohs

Morgan / Skizze von Fritz Müller.

Man hat Bücherbretter voll Rezepte geschrieben über „Wie man reich wird“. Aber es gibt nur ein Rezept dafür: Keine Nerven haben.

Als Morgan anfing, Eisenbahnsysteme und Millionen aufzuschachteln, hätte einer seinen Körper mit dem Ultramikroskop durchsuchen dürfen: nicht eine Spur von Nerven.

Keine Nerven? — dummes Zeug, womit hätte er denn da Luft gefühlt und wäre aufgezuht in Schmerzen? — Ei, mit den Eisenbahnsträngen, die für seine Rechnung vom Atlantischen Ozean an den Stillen Ozean liefen.

Diese Stränge zogen ihm die erste Milliarde in den kräftig pulsierenden Kassenschrant. Daß Morgan an Stelle eines Herzmuskels einen feuerfesten Kassenschrant besaß, darf ich als bekannt voraussetzen. Auch daß dieser Schrant so eingerichtet war, um gemünztes Blut hineinzulassen, aber keins heraus.

Nach der ersten Bahnmilliarde fing es in den Dividendenkanälen zu diesem Kassenschrant an, da und dort ein wenig weißlich aufzulängen.

„Doch keine Nerven?“ fragte er besorgt den Hausarzt.

„Um, es kann auch Stahl sein, weißer Stahl von Ihrem neuen Eisentrust, Herr Morgan.“

Morgan war beruhigt und häufte jetzt Milliarden, wie er vorher Millionen häufte. Nach dem Bahntrust und dem Stahltrust kam der Schiffahrtstrust. Das weißliche Geäder trat auf der Ausleitung seiner Dividendenblutbahnen deutlicher hervor.

„Also doch Nerven?“ rief Morgan und packte seinen Hausarzt am Geldbeutel.

„Bewahre, die Kielwasserbahnen Ihrer Schiffe sind es.“

Es waren aber doch die Nerven, die still und zähe mitten durch die Aktiemuskelfasern und die Obligationensettelpolster durchgewachsen waren.

Man holte einen Nervenbeizenden.

„Schade,“ sagte der und liquidierte hunderttausend Dollar, „schade, ein paar Jahre früher, wenn Sie mich gerufen hätten, würde man sie ziehen haben können.“

„Und jetzt?“ fragte Morgan angstvoll.

„Man könnte es mit dem Verwässern der Aktiemuskelfasern und der Obligationensettelpolster versuchen,“ sagte der Spezialist und liquidierte wieder hunderttausend Dollar.

Morgan wässerte und wässerte, wurde aber dadurch nur noch reicher, ohne seine Nerven zu verlieren. Ein Heer von Spezialisten kurtierte dran herum. Natürlich wurden da die Nerven ungebärdig und gereizt.

Sie bäumten sich und dehnten sich und schnurrten wieder zusammen und zupften und rissen ihn an allen Enden.

Nicht mehr zu ertragen war es. Zwischen seinen Milliarden rannte er herum. An ihren stahlharten Wänden brach sich sein Gestöhn und klatschte mitleidlos auf ihn zurück.

Zerfahert und zerfetzt rannte Morgan von den Spezialisten zum Schäfer Nr. Der behandelte ihn genau wie alle andern: drei Radenhaare ausgerissen, ins Weiße der Augen gestarrt, und abermals drei Radenhaare ausgerissen.

„Es walt die höchste Zeit,“ sagte der Schäfer Nr., „denn Sie hatten gerade noch sechs Radenhaare.“ Und dann stellte er die Diagnose.

„Sie leiden an Ihren Milliarden, Herr Morgan,“ sagte er.

„Sie meinen an den Nerven?“

„Ihre Nerven sind wie Spargel aus der Mitte Ihrer Milliarden herausgewachsen,“ sagte Schäfer Nr., der sich landwirtschaftlich auszubilden liebte, „schneiden Sie den Mist hinaus, so hören auch die Spargeln auf zu treiben.“

„Sie können mit dem Mist meinetwegen gleich bei mir den Anfang machen,“ setzte er hinzu und rollte einen leeren Mistkarren herbei.

Mit der lumpigen Million, die da hineinging, war es freilich nicht getan. Morgan fing an, nach allen Seiten auszumisten. Aber wie er auch verschente und verschenkte, noch größer war der Zustrom seiner Dividenden. Er war zu reich geworden, als daß er sich mit Schenkeln hätte helfen können. Immer unbarmherziger schossen Spargel durch die Beete, zappelten die Nerven am Gerüst, so sich Morgan nannte.

Morgan floh aus Kontor und Börse weit hinaus ins Land. Gleich schloß ihm ein dünner Kupfernebel nach, der tiddle, tiddle: der Telegraph. Morgan floh aufs Meer. Erschöpft lehnte er am Mast und murmelte:

„Gott sei Dank, daß in die Ozeantwüste keine Nervenadern reichen.“

Tid — tid — tid, machte es oben am Mast und rann in den zuckenden Körper Morgans ein. Es war der Auffangapparat für drahtlose Telegraphie.

Morgan floh unerkannt in die telegraphenlosen Sabiner Berge. Das Leben eines Hirten wollte er da führen. Aber unter seinen Händen gestaltete sich sein Schafgewerbe gewinnbringender, als bei allen anderen Hirten. Daran erkannten sie ihn auch da und riefen: „Du bist Morgan“, und begannen ihn anzubetteln.

Da erkannte er, daß er sich selber nicht enttrinnen könne und floh, ein zuckendes, zerfladerndes Nervenbündel, in die nächste Stadt. Das war Rom.

Seine Leute wollten das erste Hotel für ihn mieten. Aber es war ein Kongress in der Stadt. Alle Gasthöfe waren überfüllt. In zwei Zimmern eines kleinen Gasthofs landete der Abgeordnete. Fiebersehauer warfen ihn ins Bett. Der Hausarzt sah, es ging aufs Ende.

Die Nervenempfindlichkeit hatte derart zugenommen, daß ihn ein umgewendetes Blatt in seinem Buche zum Rasen brachte.

Gegenüber klopfte ein Schuster und sang dazu. Morgan schäumte. „Aufhören, auf der Stelle!“ ließ er ihn sagen. „In Rom gibt's gegen Klopfen oder Singen kein Gesetz,“ erwiderte der Schuster und sang und klopfte weiter.

Morgan ließ ihm tausend Dollar bieten. Der Schuster lachte und machte Fenster und Laden zu. Aber Morgans Nerven wuchsen durch Ladenritzen und durch Glas und hörten den Schuster immer noch.

Jehtausend Dollar bot er ihm, wenn er das Klopfen ließe. Der Schuster lachte und hörte auf zu klopfen.

Aber noch immer sang er.

„Was verlangst du für deinen verfluchten Gesang?“ ließ Morgan sagen.

„Der Gesang ist mir das teuerste,“ antwortete der Schuster und verlangte hunderttausend Dollar.

Als der Schuster so erlebte war, fingen Straßensubben zu pfeifen an. Zwei Abgesandte Morgans stellten sich an beiden Straßeneenden auf und kauften jedem, der den Mund zu spitzen anfing, jeden Pfiff für schweres Geld ab.

Als so die Straße pfeiffrei war, kamen die Zeitungen heraus. Brüllend stürzten sich die Zeitungsjungen in die Straße. Wieder blieb nichts anderes übrig, als ihnen alle Nummern schon am Straßeneingang abzukaufen. Das war nicht so billig, wie es aussieht. Denn kaum hatten die Druckereien erfahren, wer die Nummern kaufte, als sie ihre Notationsmaschinen aufs neue laufen ließen und die herausgeschleuderten Zeitungsbündel alle nach der einen Straße schickten. Es begann ein Kampf zwischen den Notationspressen und Morgans Geld. Das Geld blieb Sieger.

Schon glaubten Morgans Leute ihren Kampf gewonnen, als es über den Zimmern zu dudeln und zu schleifen anfing. Ein Strohflechter feierte seine Hochzeit. Braut und Bräutigam hatten ein Jahrzehnt für diesen Tag gesparrt und wollten sich den Tanz, das Essen und die große Laune etwas kosten lassen.

Morgans Bote kam heraufgestürzt: „Unser Herr ist außer sich. Ich kaufe euch eure Hochzeit ab. Was kostet sie?“



Zum Besuche Sr. Eminenz des Erzbischofs von Köln, Kardinal Dr. Felix v. Hartmann im Großen Hauptquartier.

Von links nach rechts: Militärpfarrer Bartholomé, Brüssel; Etappenlegierter Graf v. Wilding; Feldoberpfarrer des Westheeres, Prälat Dr. Middendorff; Feldarzt Dr. Levy, Kriegslazarett 8, Abt. Remischule; Kaiserl. Kommissar und Inspekteur der freiwilligen Krankenpflege Fürst v. Hassfeld, Herzog zu Crachsenberg; Geheimsekretär Berghaus; Se. Eminenz Dr. Felix v. Hartmann, Erzbischof von Köln; Oberstabsarzt Dr. Kreglinger; Erzellenz Dr. v. Schjerning, Chef des Feldsanitätswesens; Oberstabsarzt Dr. Bludau; Delegierter Graf v. Sprell; Professor Dr. Berg; Feldgeistlicher im Großen Hauptquartier Ph. Dankann, Kriegslazarett 8, Abt. Remischule.

Phot. Berl. Ill.-Ges.

Der Strohslechter und die Strohslechterin sahen sich an und lächelten glücklich.

„Nein,“ sagten sie, „unser Hochzeitstag ist nicht verkäuflich.“

„Aber bedenkt doch, es ist Morgen, der eure Hochzeit kaufen will.“

„Wir kennen keinen Morgen.“ — „Was,

den kennt ihr nicht? Es ist der reichste

Mann der Welt!“ Da sah der Strohslechter die Strohslechterin zum zweitenmal glücklich an.

„Der reichste Mann der Welt?“ lächelte er unglücklich.

„Nein, mein Lieber, da irrt Ihr Euch, kein Blut der heiligen Madonna. Denn der reichste Mann der Welt bin heute ich — hopp, Kinder, einen neuen Tanz!“ „Deine Millionen haben da droben nichts austrichten können, o Herr,“ berichteten Morgans Leute ängstlich vor seinem Bett. Da er grimmte das zuckende Nervenbündel, raffte sich zum letzten Male auf und warf ihnen Arm-

leuchter, Uhren, Stühle, Stiefel an den Kopf. Und so gräßlich war er anzuschauen in seiner unglückseligen Tobsucht, daß sie sich entsetzten und flohen. Der winnende Milliardär lag allein im Bett. Der kleine Laufjunge, der auch die Stiefel im Gasthof reinigte, war zur Hochzeit hinaufgeschlichen, stieß die tanzende Braut an und flüsterte ihr zu: „Du, Macia, unter deinen Füßen liegt einer im Sterben —“

Die Musik hatte schon lange ausgehört. Kein neuer Tanz konnte beginnen. Es fehlte ja die Braut. Wo sie nur blieb?

Untuhig stieg der Strohslechter eine Treppe tiefer. Da war eine Tür. Klang hinter ihr nicht ihre Stimme? Vorsichtig klopfte er sie auf.

Ein unfähig zermürbter Mann lag in den Kissen im Sterben. Die Strohslechterin kniete im Hochzeitsstaat am Bett, wie Mütter an Kinderbetten knien. Sie gab ihm zu trinken. Sie kühlte ihm mit ihrer Hand die verwässerte Stirne. Sie sprach ihm zu, wie man Kindern liebevoll zu-

spricht: „Armer du — du Armer!“ Und der sterbende Milliardär stammelte, wie Gehefte stammeln:

„Oh, thank you — thank you — I'll get you a million, I'll get you more — eine Million sollen Sie haben — mehr sollen Sie haben — thank you — oh, I thank you so much —“

Nun verstand freilich Morgan kein Italienisch, und die Strohslechterin verstand kein Englisch. So zerstäubte das Millionenversprechen in der Luft des Sterbezimmers. Abzig blieben von allen Millionen ein gütiges

und kostenloses „Armer du — du Armer!“ zwischen zwei Hochzeits-

tänzen einer Strohslechterin und der beskreite Dankblid eines zer-

quälten Milliardärs, der in seiner Sterbestunde das einzig ge-

sche nkt bekam, was er nimmermehr hätte bezahlen können.

Phot. Berl. Ill.-Ges.



Se. Em. Kardinal Felix v. Hartmann, Erzbischof von Köln, beim Besuche des Kriegslazarett Remischule im Großen Hauptquartier.

Phot. Berl. Ill.-Ges.

Phot. Berl. Ill.-Ges.

Zum Ableben des rheinischen Meisters Bruno Schmitz.



Geh. Baurat Professor Dr.-Ing. Bruno Schmitz †.

Phot. Richard Guldmann.

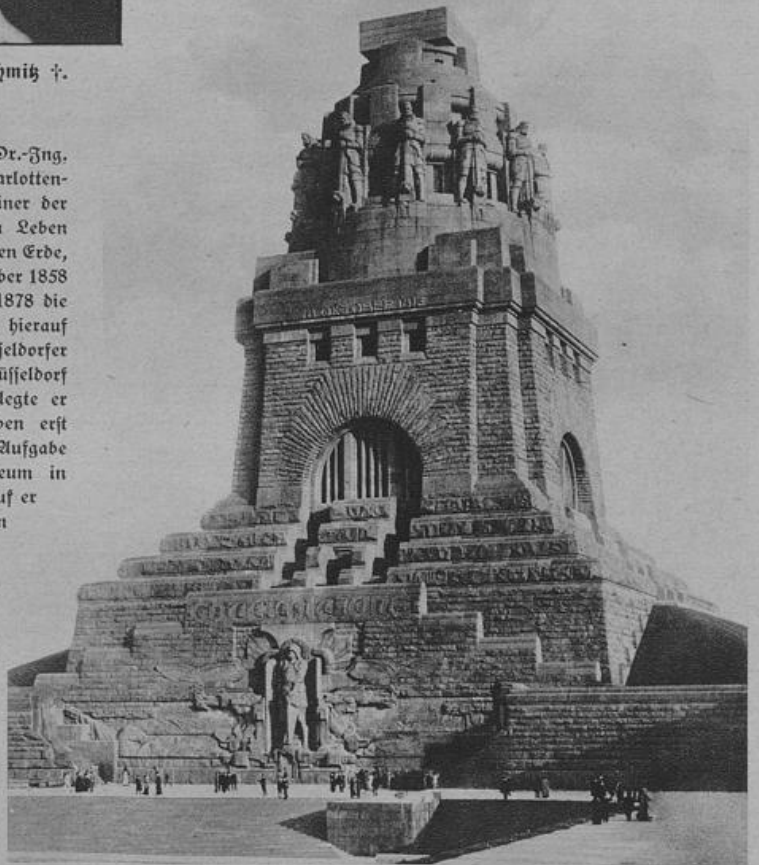
Mit dem Geheimen Baurat Professor Dr.-Ing. h. c. Bruno Schmitz, der in Berlin-Charlottenburg im 58. Lebensjahre starb, ist einer der bedeutendsten deutschen Architekten aus dem Leben geschieden. Schmitz war ein Sohn der rheinischen Erde, in Düsseldorf stand seine Wiege. Am 21. November 1858 geboren, besuchte er in den Jahren 1875 bis 1878 die Kunstakademie seiner Vaterstadt und erhielt hierauf seine Ausbildung bei einem angesehenen Düsseldorfer Architekten, dem Baumeister Riffarth. Von Düsseldorf siedelte Schmitz nach Leipzig über; 1886 verlegte er seinen Wohnsitz nach Berlin. Er war eben erst 26 Jahre alt geworden, als ihm die ehrenvolle Aufgabe zuteil wurde, das Österreichische Landesmuseum in Linz zu bauen, das er 1887 vollendete, worauf er das Siegesdenkmal des nordamerikanischen Staates Indiana schuf, ferner das Bankgebäude in St. Gallen, das Künstlerhaus in Amsterdam, das Museum zu Stockholm, den Entwurf für die Tonhalle in Zürich u. a. Das Jahr 1891 brachte dem rheinischen Meister, dessen Liebe und Begeisterung vor allem solchen Bauwerken galt, die idealen Veranstaltungen zu dienen hatten, neben dem ersten Preis in dem Wettbewerb um das von Reinhold Vögas modellierte Nationaldenkmal in Berlin auch den ersten Preis in der Konkurrenz um das Viktor-Emanuel-Denkmal in der italienischen Hauptstadt.

Doch des Meisters eigenste Werte stehen im deutschen Vaterland: das Kyffhäuserdenkmal (1890), die Kaiserdenkmäler an der Porta

Westphalica (1892) und am Deutschen Eck in Koblenz (1894), das Kaiser-Wilhelm-Denkmal für Halle und endlich, allen voran, das gewaltige Völkerschlachtdenkmal bei Leipzig haben den Namen des rheinischen Künstlers weit hinaus ins deutsche Land getragen. Noch ein weiteres Denkmal verdankt das Rheinland seinem Sohne: das Kaiserin-Augusta-Denkmal in Koblenz, das in den Jahren 1894 bis 1896 entstand.

Bruno Schmitz' Hauptverdienste liegen auf dem Gebiete der Denkmalkunst, jedoch auch in Profanbauten hat der Heimgegangene Hervorragendes geleistet. Genannt seien das Palais des Generalkonsuls E. Stollwerk und die Villa von Heinrich Stollwerk in Köln, der Rosengarten in Mannheim mit seinen prachtvollen Arkadengängen, das Hauptgebäude der Berliner Gewerbeausstellung von 1896 und das Deutsche Haus auf der Weltausstellung in St. Louis. Auch um die Wiederherstellung und Ergänzung historischer Bauten hat sich der Meister große Verdienste erworben. Erinnerung sei hier an seine Vorschläge zum Ausbau des Freiburger Doms, dessen Goldene Pforte zuvor schon eine Schuhhalle erhalten hatte, sowie an seine Pläne für den Museumsbau der Reich-Stiftung in Mannheim und für die großzügige Gestaltung des Friedrichsplatzes daselbst.

Schmitz hatte 1885 die Goldene Medaille der Großen Berliner Kunstausstellung und 1896 den Professortitel erhalten, 1905 ernannte ihn die Dresdener Technische Hochschule zum Ehrendoktor; 1904 be-



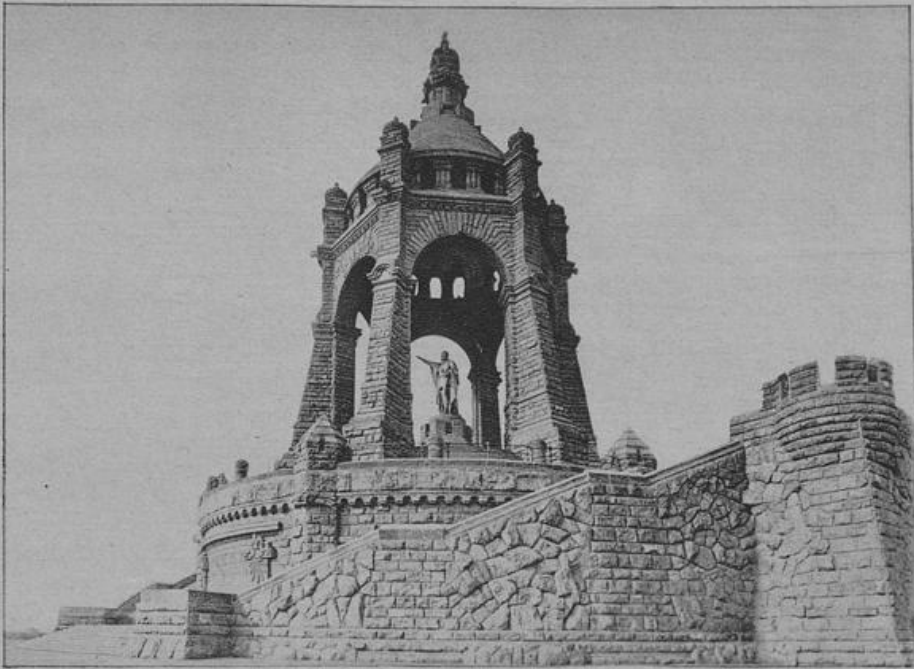
Das Völkerschlachtdenkmal bei Leipzig, geschaffen von Professor Bruno Schmitz.

kam er die Goldene Medaille und den Grand Prix der Weltausstellung in St. Louis, und auch sonst hat es dem Verstorbenen an Ehrungen nicht gefehlt. Baurat Schmitz war ein genialer Künstler, ein Charakterkopf von ausgeprägter Eigenart, echt deutsch in seinem ganzen Wesen.

Seinem besondern Wunsche gemäß wurde er in aller Stille beigelegt; nur die Nächsten und die sich seinem Wirken und Schaffen am nächsten gefühlt, sollten ihm das Geleit auf seinem letzten Wege geben. So war es nur ein enger Kreis, der mit den Angehörigen um die sterbliche Hülle des Heimgegangenen geschart war. Man sah unter den Leidtragenden die Stadtbauräte von Berlin und Charlottenburg, auch

sonstige Koryphäen der Kunst und Wissenschaft waren erschienen. Die Technische Hochschule in Dresden hatte einen Vertreter entsandt, die Kgl. Akademie für das Bauwesen, Architektenvereine und

andere Körperschaften hatten auf dem Sarge Kränze niederlegen lassen. Das deutsche Volk beklagt den Heimgang eines seiner größten Baukünstler, die Rheinprovinz den eines ihrer besten Söhne.



Das Kaiser-Wilhelm-Denkmal an der Porta Westphalica.



Rheinisches Provinzial-Kaiser-Denkmal am Deutschen Kai bei Coblenz, geschaffen von Professor Bruno Schmitz.
Phot. Leipz. Pressebüro.

Der Nymphen-Felsen.

Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Bulgarischen von H. Heise.

Wir hatten uns in den tiefen Schluchten des Stara-Planina-Gebirges verirrt. Tschumal, der berühmte Bergjäger, der fünfzig Jahre lang in den balkanischen Wäldern und Gindöden herumvagabundiert war — Tschumal und ich, wir ruhten friedlich im dichten Schatten am Ufer des brausenden Stromes.

Gerade, kraftvoll redeten sich über uns die kühnen Felszacken, und ihre schönen, nackten, schroffen Stirnen zeichneten sich auf dem azurblauen Himmel ab. Noch höher, über diesen unzugänglichen Giganten, kreiste ein Adler, der König der Berge, majestätisch und lähn.

Ich lag auf einem weichen Teppich von Gras und duftenden Geranien und musterte das große, kraftvolle, knochige Gesicht des alten Tschumal, der mit bloßem Kopf neben mir saß und sich aufmerksam über sein unfehlbares Gewehr beugte. Auf seiner hohen, gewölbten, runden Stirn hingen schweißseuchte Strähnen des silberweißen Haars, das sein dürrer, ein wenig langes Gesicht wunderbar umrahmte; doch war es gerötet, robust und verriet die majestätische Ruhe einer empfindungsstarken, freien Seele. Die dichten Brauen, der Jägerblick seiner kaffeebraunen Augen und sein langer, seideweicher Schnurrbart, dessen Spitzen sich ihm fast auf die Schultern legten, verliehen seiner ganzen Heldengestalt einen ehrfurchtgebietenden Reiz.

Er hob das Gewehr, und zum Scherz zielte er auf den schwarzen Punkt des Adlers, der in unendlicher Höhe in der Sonne kreiste und wie ein kleines Wölkchen seinen Schatten auf die bläulich schimmernden Felsen und das Geröll der nahen Berge warf.

„Wenn die Kugel meinem Auge gehorchte, holte ich diesen Vogel da herunter!“

Und er verfolgte ihn mit dem Blick in der Weite des Himmels. Lange schwebte der Vogel in der Höhe. Bald stieg er langsam in mächtigen Kreisen mit regungslosen Flügeln herab, bald hob er sich wieder auf breiten Schwingen, um im Blau zu verschwinden. Endlich schoß er herab wie ein Dämon und ließ sich königlich vor uns nieder auf einem der spitzen Gipfel.

„Das sind die Nymphenfelsen,“ sagte der alte Tschumal nach einer Pause. Dann fuhr er fort:

„Sie sind gänzlich unzugänglich, hoch und gefährlich und voller Schlangen. Solange die Welt steht, hat noch keines Menschen Fuß sie betreten, und es wird auch keinem gelingen. Fern und nah in den Dörfern glauben die Menschen, von der Höhe dieser Gipfel könnte man das Ende des Meeres sehen, wo die Sonne aufsteigt und untergeht.“

Und nachdem er tief aufgeatmet, begann der alte Jäger mit ruhiger, eintöniger Stimme, die aus dem Herzen zu kommen schien, die seltsame Sage dieser Felsen zu erzählen, die sich vom Himmel abhoben, mit Moos und Flechten bedeckt und im Abendrot erglühend, umgeben von Tälern und Wäldern, Abgründen und Schluchten und andern Bergriesen.

Zu den Füßen dieser Felsen lag ein Dorf, ein Bergdörfchen mit kleinen Häusern, die sich zerstreut im Walde versteckten. Die Bewohner, Kinder des Waldes, lebten frei wie jene Adler, die keine Furcht und keinen Zwang kennen.

In den düsteren Wäldern vernimmt man am Tage die Schüsse der Jäger, über die endlosen Weiden hallt das Echo fröhlicher Herdengekloden, und an den Abhängen hört man die Lieder junger Mädchen und weicher Hirtenflöten.

Doch die in ihrer majestätischen Einsamkeit unzugänglichen hohen Felsen spotten der jungen Leute, für die es sonst keine unerforschten Höhen gibt.

Eine heimliche Scham bedrückt die jungen Geister, und nicht hie Bedauern können sie diese Felsen mit den spitzen Gipfeln an-

schauhen, von deren Höhen man das Meer sieht, in das die Feuerjonne hinabtaucht.

Welcher junge Mann trüge nicht das Verlangen, die schöne Aussicht vom höchsten Punkte aus zu genießen? Aber wer möchte den Aufstieg mit den großen, unbekannten Gefahren wagen? Jede Mutter zittert bei dem Gedanken, daß der Ruhm dieser kühnen Tat ihren Sohn verlorren könnte.

Und die jungen Leute waren niederge schlagen.

Ihre Bestimmung wurde noch vermehrt durch Magdalena, das schönste Mädchen im ganzen Lande.

Sorglos hütete sie die Ziegenherden ihres Vaters an den Abhängen des Berges und pflückte Waldblumen, aus denen sie mit fröhlichem Gesang Sträuße und Kränze wand. Und wenn am Abend die Sonne unterging, und ihre letzten Strahlen den Gipfel beglänzten, auf dem ihr Vaterhaus stand, dann sagte sie der schönsten Schäflerin ein Lebewohl, die, mit goldenen Schlüsselblumen hübsch bekränzt, lustig hüpfte und sprang wie ein unschuldiges Kind und ihre Herde heimtrieb.

Hinter ihr seufzten die jungen Burtschen, und die weichen Laute ihrer Flöten zitterten schwermütig durch die lachenden Wälder und sangen von Magdalenas Schönheit.

Nun kamen von allen Seiten Heiratsanträge.

Die Reichen wollten sie mit ihrer Macht und ihren Gütern versehen, und die Armen wünschten sich nur sehnüchtig diese Königin der Berge.

„Sie ist noch zu jung,“ antwortete der alte Vater. Doch wenn er sie dann am Abend sah, wie sie mit ihrer Herde heimkehrte, jugendfrisch und mit rosigem Wangen, die Augen, in denen es schon veräterisch leuchtete, so klar und glänzend wie die Quelle des Waldes — dann sann er nach.

„Ich bin nicht Herr ihres Herzens,“ sagte er sich. „Mag sie selbst nach ihrem Wunsch wählen.“

Allein Magdalena hütete nach wie vor friedlich die Herde des Vaters und schien den jungen Burtschen, die ihr nachstellten und es immer wieder so einrichteten, daß sie ihr mit der Herde im Walde begegnen mußten, gar keine Aufmerksamkeit zu schenken.

Eines Nachts nun wurde das Haus ihres Vaters von unbekannter Hand in Brand gesetzt, und die lodernden Flammen erleuchteten den ganzen Berg.

Doch das schreckte den Bauer nicht.

Ruhig erwiderte er allen:

„Ein Herz vergewaltigen, das ist noch viel schlimmer. Ich habe sie lieb, mag sie ihren Mann selbst wählen.“

Kurz darauf fand er eines Morgens seine ganze Herde unbarmerzig erewürgt.

Dem Alten blutete das Herz, und der Arme weinte vor Schmerz und Enttäuschung.

Er schloß die tobestraurige, weinende Tochter innig in seine Arme und sagte:

„Sei nicht traurig, dein Vater ist dir nicht böse. Das hat nichts zu bedeuten. Doch den Willen im Herzen eines Menschen töten, das ist ein Verbrechen. Den du wählst, wähle auch ich.“

Magdalena verharrte lange in tiefem Sinnen. Noch keinem hatte sie je von dem Traume erzählt, mit dem sie aufgewachsen war — von der Höhe der unzugänglichen Felsen eines Tages das Meer zu schauen, in dem die Feuerjonne badet.

Schon als Kind konnte sie diese stillen, undurchdringlichen Berge nicht anbliden ohne kühne Wünsche, und die hatten gewiß jenes wunderfame Feuer in ihren Augen entzündet, das alle Herzen entflammte und besiegte. Und wenn ihr die jungen Leute folgten, sagte sie zu weilen:

„Ich heirate nur den, der mich auf den Gipfel der Nymphenfelsen führt.“ Um die Scham ob ihrer Schwäche zu verbergen, erhoben die jungen Leute Beschuldigungen; sie wäre herrschsüchtig, stolz und launenhaft — wie alle schönen Mädchen. Sie hatten jedoch nie ein Beispiel anführen können, das ihnen recht gab.

Und das stachelte ihre Wünsche noch mehr auf. Doch wer vermochte das Unmögliche? Die Ohnmacht erfüllte ihre Herzen mit Kummer und Verzweiflung. Nur einer unter den jungen Burschen verzweifelte nicht.

Es war ein anmutiger junger Mensch mit hoher Stirn und schwarzen, glänzenden Augen. Stolz erhobenen Hauptes schritt er einher. Er folgte der schönen Magdalena unablässig und raubte ihr den Schlüsselblumentanz.

„Magda,“ sprach er, „du siehst, wie ich dich liebe. Laß ab von diesem unsinnigen Wunsch, der uns beide ins Verderben stürzen wird. Wir könnten ja so glücklich sein —“

„Wer die Träume nicht zu verwirklichen vermag, mit denen er groß geworden, kann nicht glücklich sein,“ antwortete Magdalena, indem sie auf die Felsen deutete, die sich in den blauen Himmel reckten.

„Ich fürchte mich nicht und will dich hinaufführen, wenn du es wünschest,“ antwortete traurig, doch mutig der junge Mann, der auf dem Grunde seines Herzens auch selbst vor Begierde brannte, die Gipfel zu erreichen.

„Dann werde ich dich lieben und die Deine sein!“ erwiderte Magdalena, deren Stimme in süßer Hoffnung bebte.

„Aber wenn wir untkommen —?“

„So kommen wir zusammen um,“

sagte sie. „Doch wenn du mich nicht hinaufzubringen vermagst —“

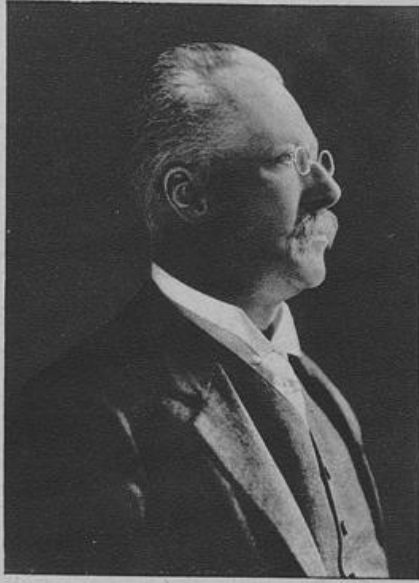
„Wenn du schon zweifelst, kannst du überhaupt nicht mitgehen.“

Bist du aber bei mir, so werde ich stets die Kraft und den Mut haben, die Gefahren zu überwinden.“ —

Hochzeitlich geschmückt eilte am nächsten Tage das Volk von allen Höhen und aus allen Dörfern in die unendlichen Wiesen, die sich zu Füßen der unzugänglichen Gipfel hinreckten, um Magdalena und ihrem mutigen Geliebten, die sich in die unbekanntesten Regionen wagen wollten, Lebewohl zu sagen.

„Unsinniger!“ warfen ihm die Greise vor. „Um eines Weibes willen stürzest du dich in solche Gefahren!“

„Um der Liebe, nicht um des Weibes willen!“ antwortete den wohlmeinenden Mahnern der junge Mann.



Max Fiedler, der neue Städtische Musikdirektor in Essen.

Als Nachfolger des nach Köln berufenen Hermann Abendroth ist Max Fiedler zum Städtischen Musikdirektor in Essen gewählt worden. Max Fiedler ist am 31. Dez. 1859 in Sittau geboren und erwarb sich frühzeitig einen Ruf als Pianist. 1882 kam er als Lehrer an das Hamburger Konservatorium, dessen Leitung er später übernahm. 1904 wurde er Dirigent der Philharmonischen Konzerte der Hansestadt; 1908 wurde er nach Boston berufen, wo er an die Spitze des dortigen weltberühmten Orchesters trat. Nach seiner Rückkehr im Jahre 1912 nahm er keine feste Stellung mehr an, mehrte jedoch seinen bedeutenden Ruf durch Orchesterkonzerte.

Phot. Beel. Jll.-Gel.

liches geschähe. Doch da tauchte der mutige Held von neuem über dem Abgrunde auf — in den Armen trug er seine Gefährtin.

Endlich erreichten sie eine solche Höhe, daß sie nicht mehr zu sehen waren.

Die Gipfel der Felsen aber schimmernten noch in der zweiten Ferne — —

Lange Jahre sind seitdem vergangen; doch Magdalena und ihr Gefährte lehrten nie zurück.

Und heutigestags weiß noch niemand, ob sie die unzugänglichen Gipfel der Nymphenfelsen erreicht haben. Doch im ganzen Lande erzählt man ihre Geschichte und bewundert eine Liebe, die solchen Heldenmut verlieh.



Rheinische Pioniere als Fußballmannschaft in einem bulgarischen Städtchen.

Der Beter.

Von F. Hermann.

„Heute müssen Sie erzählen,“ sagte der Hauptmann, indem er sich an den jungen Mannesoffizier wandte.

Die Tür des Unterstandes, den die Kompagnie sorgfältig ausgebaut hatte, stand offen und ließ einen Ausblick in ein kleines Nebental der Waldburpáthen. Die fünf Offiziere saßen eng zusammengedrängt um den niedrigen Tisch, den ein in einen Granatenausbläser gestellter Blumenstrauß schmückte. Einige mit rotem Dalmatinerwein gefüllte Becher und eine Kiste Liebesgabenzigarren standen daneben. Der Mannesleutnant entzündete den Tabak seiner eben gedrehten Zigarette, blies einige Zeit sinnend den feinen Rauch vor sich hin.

„Wir hatten ausgemacht, meine Herren, daß jeder sein schönstes Kriegserlebnis erzählen sollte. Heute trifft es mich. Gut!“ Wieder eine kurze Pause.

„Sie werden sich wundern, daß ich ein Kriegserlebnis erzähle, das mit dem Kriege eigentlich gar nichts zu tun hat. So wertvoll mir auch die Stunden der Erinnerung sind, als ich mir dies erwarb (er tastete mit der Rechten nach dem Eisernen Kreuz erster Klasse), am liebsten ist mir doch die wie eine fromme Legende klingende Geschichte, die ich in Frankreich erlebte. Sie spielt in einer Kirche. Ich hatte eine wichtige Meldung ins Hauptquartier zu bringen, entledigte mich meines Befehls und wurde von einigen bekannten Offizieren noch zu einem Glase echt Bayerischen eingeladen. So etwas kannten wir nicht bei uns, und ich ließ mich nicht zweimal bitten.

Gegen Abend ritt ich zu meiner Schwadron zurück, die in einem Dorfe bei St. in Ruhe lag. Wir hatten anstrengende und verlustreiche Tage hinter uns. Der Abend war wundervoll klar. Ich hatte Zeit und ließ meinen Braunen gemach im Schritt gehen. Man braucht wirklich einmal im Kriege eine Stunde, wo man mit seinen Gedanken allein sein kann. Da kam ich an einem Kirchlein vorbei. Ringsum nur Schutt- und Trümmerhaufen einer in Brand geschossenen Ortschaft; mitten aus dem Elend aber hob sich unverfehrt das Gotteshaus.

Die Tür war halb geöffnet. Ich zog langsam die Zügel an. Ich weiß selbst nicht, ich mußte absteigen und hineingehen. Ich band den Braunen an, ließ ihn grasen und trat hinein in das Kirchlein. Wahrhaftig, ich hatte doch so mancherlei auf dem Herzen, und beten — beten hatte ich auch wieder gelernt. So ist's wohl jedem von uns

gegangen, der im Feuer lag und einmal ernstlich über sich nachdachte. —

Ich trete ein. Kühle umfängt mich und Stille. Viel Prunk schien die Kapelle auch in Friedenszeiten nicht gekannt zu haben; aber was sie geschmückt hatte, das war ihr auch im Kriege erhalten geblieben. Langsam gehe ich die Sitzreihen entlang, dem Altare zu, auf dessen roter Samtbede Sonnenfunken tanzten, die sich durch die bunten Glasfenster gestohlen haben. Laut halt mein Schritt. — Da! Dort kniet schon einer! —

Ich bleibe stehen, um ihn in seiner Andacht nicht zu stören. Er hat mein Kommen wohl überhört und ist in tiefes Beten verfunken: ein deutscher Offizier in Feldgrau. —

Ich wunderte mich fast ein wenig, daß auch ein anderer den Ort zu stiller Andacht aufgesucht hatte. Ob ich ihn störte? Die Ruhe, die mich umgab, war so lind, daß ich mich in eine der Bänke setzte und wartete.

Ob ich ging? Ich wußte nicht recht. Zu spät wollte ich auch nicht zu meiner Schwadron zurückkommen. Aber die Neugierde hatte mich mächtig gepackt. Zwar ist es ja kein ungewöhnliches Bild — nicht wahr? — einen Offizier in der Kirche zu sehen; aber der sich hier in die Einsamkeit und zu seinem Gotte begeben hatte — dieser Mann fesselte mich mit seiner schlichten Frömmigkeit.

Einige Minuten saß ich noch, dann stand ich leise auf. Ich schämte mich fast meiner Neugierde. Ich hatte doch auch kein Recht, mich hier in sein Schicksal zu drängen. — So ging ich langsam wieder dem Ausgang zu. Der Schall meiner Schritte mußte den feldgrauen Beter doch wohl aus seiner tiefen Verfunken-

heit geschreckt haben. Als ich mich umwandte, sah ich, wie er sich langsam erhob und mir nachging.

Vielleicht wundert der sich auch, dachte ich nach, einen Kameraden hier zu treffen. Nun, da er auch die Kirche verlassen wollte, verzögerte ich doch meinen Schritt, so daß wir beide am Eingang zusammentrafen. Ich sah die geflochtenen Achselstücke. Ein General? — Wer? — Ich grüßte. Zwei klare, scharfblickende Augen schauten mir ins Gesicht, so tief, daß ich wie ein Schulbube rot geworden bin.

Und ich starrte. Sah das freundliche, gültige Lächeln in seinem Gesichte. Sah, wie er dankte.

„Gern,“ dachte ich und wußte, wer es war: der Kaiser!“



Kriegsdenkmal im Garten der Nervenheilstalt Roderbirren bei Leichlingen, ausgeführt von dem in der Anstalt als Patient weilenden Kriegsfreiwilligen Bildhauer Ewald Schmahl aus Elberfeld.